



## Das Compassion-Projekt

Soziales Lernen als Aufgabe schulischer und religiöser Bildung

Prof. Dr. Lothar Kuld, Pädagogische Hochschule Karlsruhe

„Als ich verkündet bekam, dass ich in die (Werkstätten für Behinderte) kam, war ich nicht so begeistert. ‚Behinderte, na toll‘, habe ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte,“ schreibt die Schülerin einer 11. Klasse, die im Rahmen des Compassion-Projekts ihrer Schule zwei Wochen lang mit geistig behinderten Jugendlichen zusammen war. Jetzt aber „bin ich sehr froh, dass ich in (diesen Werkstätten) war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne ein sentimentales Gefühl zu haben. Sie sind glücklich mit ihrem Leben und brauchen es nicht. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr,



Foto: Henrike Heitger, St. Dominikus Gymnasium Karlsruhe

Verständnis, aber kein sentimentales Gefühl. Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundertmal einunddasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration, oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder ‚normale‘ Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin. Wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist? Der Michi hat’s getan.“<sup>1</sup>

### 1. Das Projekt und seine pädagogische Leitvorstellung

Das Projekt, von dem die Schülerin erzählt, heißt *Compassion*. Es beruht auf einer Initiative der Freien Katholischen Schulen in Deutschland, wurde 1994 erstmals konzeptionell vorgestellt<sup>2</sup> und wird inzwischen auch von staatlichen Schulen in Baden-Württemberg und Schulen in freier Trägerschaft bundesweit adaptiert. Ziel des Projekts ist die Entwicklung sozialverpflichteter Haltungen wie Hilfsbereitschaft, Kommunikation, Kooperation und Solidarität mit Menschen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Zu diesem Zweck gehen die Schülerinnen und Schüler der Projektschulen während des Schuljahres in

der Regel zwei Wochen lang in eine soziale Einrichtung, z. B. Altenheime, Krankenhäuser, Behindertenwerkstätten, Obdachlosenheime, Kindergärten, Bahnhofsmissionen und Ähnliches. Die Lehrerinnen und Lehrer besuchen die Schülerinnen und Schüler am Praktikumsort und begleiten die Praktika vorbereitend und reflektierend in ihrem Fachunterricht.

Damit das Projekt an einer Schule funktioniert, ist ein Kollege, eine Kollegin notwendig, der bzw. die den Kontakt zu sozialen Einrichtungen herstellt, entweder direkt oder mit Unterstützung von Caritas, Diakonie, Freien Wohlfahrtsverbänden. Ein Lerneffekt des Praktikums liegt auch darin, dass durch das Projekt oft erstmals soziale Einrichtungen in der Nähe der Schule überhaupt entdeckt werden. Der Koordinator/die Koordinatorin organisiert dann die Verteilung der Schülerinnen und Schüler auf die Praktikumsplätze. Es ist vorteilhaft, wenn der Koordinator selbst in einer der Compassionklassen unterrichtet. Dann wird auch den Schülerinnen und Schülern die enge Ver-

<sup>1</sup> Verena Hoch, zit. in ru – Ökumenische Zeitschrift für den Religionsunterricht 2/ 1997, S. 58 – Im Original steht „Mitleid“, wo jetzt zugegeben etwas technisch „sentimentales Gefühl“ steht: so aber versteht die Schreiberin „Mitleid“.

<sup>2</sup> Adolf Weisbrod/Franz Kuhn/Friedrich Hirsch: Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere. In: Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule 1994 H. 2-3, S. 268–307.

bindung des Praktikums mit Unterricht personal greifbar und deutlich.

Diese Verbindung von Erlebnis und Reflexion ist das pädagogisch Neue des *Compassion*-Projekts und für seine nachhaltige Wirkung entscheidend. Das Projekt hat alle Vorteile einer erlebnispädagogischen Maßnahme: Es vermittelt einen intensiven einmaligen Eindruck, der so in der Routine des Schulalltags kaum möglich wäre; es ist zeitlich begrenzt und die Schülerinnen und Schüler wissen, dass sie nach dem Praktikum in ihre gewohnte Umgebung zurückkehren werden. Das *Compassion*-Projekt belässt es freilich nicht bei dieser erlebnispädagogischen Aktion. Das Erlebnis allein reicht in pädagogischer Sicht nämlich nicht, um Haltungen zu beeinflussen. Haltungen, mit einem anderen Wort: Wertorientierungen beruhen auf Einsicht, nicht auf Gefühl. Gefühle wechseln und sind wenig zuverlässig. Sie begründen vor allem keine ethische Haltung. Ethos beruht auf Entscheidung und Wahl und führt über Einsicht zu verlässlichem Handeln. Es gibt zwar kaum ein soziales Handeln, das nicht auch auf Gefühlen beruht und Gefühlsregungen auslöst, aber das Gefühl ist nicht der letzte Grund eines ethisch verantworteten Handelns. Verantwortlich ist ein Mensch für das, was er denkt und darauf hin tut. Für seine Gefühle ist er nicht verantwortlich zu machen. Was den einen kaum berührt, kann den anderen ekel. Dafür kann ein Mensch nichts. Wohl aber für seine Entscheidungen, etwa den Entschluss zu helfen, oder eben auch nicht. Pädagogischer Kerngedanke des *Compassion*-Projekts ist also die Überzeugung, dass die erlebnispädagogische Maßnahme eines Sozialpraktikums auf längere Sicht zu veränderten Verhaltensbereitschaften und Haltungen im Bereich des Sozialen führen kann, wenn sie mit Unterricht verknüpft ist, der informierend, reflektierend und bewertend auf Erfahrungen im Praktikum vorbereitet und nachträglich darauf eingeht.

## 2. Der Name *Compassion*

Der Name *Compassion* gab und gibt immer wieder Anlass für Nachfragen. Warum englisch und warum „Mitleid“? In der Tat ist *Compassion* mit „Mitleid“ übersetzt eine problematische Vokabel. Zuviel Gefälle des Starken zum Schwachen, des Gesunden zum Kranken, des Normalen zum Abnormalen steckt in dieser Vokabel des Mitleids. Kein Mensch möchte wirklich bemitleidet werden und kein Mensch möchte gern Mitleid empfinden müssen. Mitleid hat mit Leiden zu tun, und Leiden ist immer schlecht, schreibt der französische Philosoph André Comte-Sponville in seinem „Kleinen Brevier der Tugenden und Werte“, das er unter dem programmatischen Titel „Ermütigung zum zeitgemäßen Leben“ (1996) veröffentlicht hat. Nehme man jedoch das griechische Wort für Mitleid: *sympatheia*, im Deutschen übernommen als Sympathie, dann sehe die Sache wieder anders aus. Sympathisch wollen alle sein. Und Sympathie zu empfinden, ist etwas Schönes. Im Unterschied zu dieser Form von Sympathie als einem Gefühl, so Comte-Sponville, sei Mitleid allerdings mehr als ein Gefühl. Es ist die Haltung, dass ich Leiden, welcher Art und aus welchen Gründen auch immer, nicht einfach indifferent hinnehme. Es ist eine Haltung der engagierten Mitmenschlichkeit.

John F. Kennedy hat solche Mitmenschlichkeit, dieses „Menschsein für andere“, in den sechziger Jahren als eine gesellschaftliche Tugend eingefordert. Er plädierte angesichts der in der Sicht der neueren Werteforschung freilich auch schon wieder bestrittenen Entsolidarisierungstendenzen der westlichen (näherhin nordamerikanischen) Gesellschaft, in der alle alles nur vom Staat zu fordern geneigt schienen, für eine Gesellschaft mit *compassion*, und er meinte damit eine Gesellschaft, in der aus menschlichem Mitgefühl erwachsenes soziales Engagement selbstverständlich ist, Anerkennung findet und sozial ho-

noriiert wird und der sozial Handelnde nicht als der Dumme dasteht. Sozial dumm ist vielmehr, wer sich nicht um andere kümmert. Kein Gesetz der Welt und keine sozialstaatliche Gesetzgebung kann Menschen zu Mitmenschlichkeit zwingen. Und doch ist genau die Geste der Zuwendung zum anderen, noch bevor man selbst etwas von ihm hat, jene Haltung, die den Zusammenhalt eines Gemeinwesens letzten Endes lohnt. Eine Gesellschaft ohne *compassion* ist kalt, und sie wird Schwierigkeiten haben zu begründen, warum man sich für ihren Erhalt einsetzen soll. Dieses mit dem Namen *compassion* umschriebene Programm einer Kultur der Mitmenschlichkeit stand den Autoren der *Compassion*-Initiative bei der Namensfindung ihres Projekts vor Augen.

Unabhängig von diesen Überlegungen und zeitgleich hat Johann Baptist Metz in seinen Wiener Vorlesungen von einer Theologie der *Compassion* gesprochen.<sup>3</sup> Er ist einer der besten theologischen Befürworter des Projekts. Jesu Blick, sagt Metz, galt primär nicht der Sünde, sondern dem Leid der Menschen. „Die Sünde war ihm vor allem Verweigerung der Teilnahme am Leid der Anderen, war ihm Weigerung, über den Horizont der eigenen Leidensgeschichte hinauszudenken, war ihm, wie Augustinus das nennen wird, ‚Selbstverkrümmung des Herzens‘, Auslieferung an den heimlichen Narzissmus der Kreatur.“<sup>4</sup> Die Flucht vor dem Leid und die Versuchung, vor dem Leid eines anderen die Augen zu verschließen und wegzuschauen, ist allgegenwärtig. Aber die Mystik des Christentums, die eine Mystik der *Compassion*, des Mitleids und Mitgefühls ist, versperrt genau diesen Weg. Der Imperativ des Christentums laute: „Aufwachen, die Augen öffnen. Das Christentum ist kein blinder Seelenzauber. Es lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen, sondern eine Mystik der offenen Augen. Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.“<sup>5</sup> Der Gott der Bibel ist ein Gott der *Compassion*. „Mitleidenschaft“, so übersetzt Metz das Wort *Compassion*, ist eine Grundvokabel des Christentums und ist die Mitgift, die das Christentum in die entstehende Weltgemeinschaft einbringen kann. Gewiss kennen auch andere Religionen das Mitleiden, Erbarmen und Barmherzigkeit als einen Grundzug ihres Gottes. Der Koran lehrt Gott als den barmherzigen, der Buddhismus baut seine Lehre auf einer Analyse des Lebens als Leiden auf. Im Zentrum des Christentums steht die Gestalt eines Leidenden. Christliche Gottesrede ist daher „leidempfindliche Gottesrede“. Freilich rechnete schon Jesus „mit unseren kreatürlichen Sehschwierigkeiten (...) Er kennzeichnet uns als solche, die ‚sehen und doch nicht sehen‘. Gibt es womöglich eine elementare Angst vor dem Sehen, vor dem genauen Hinsehen, vor jenem Hinsehen, das uns ins Gesehene unentrinnbar verstrickt und nicht unschuldig passieren lässt?“<sup>6</sup> „Sieh hin – und du weißt,“ sagt Metz. Mitleidenschaft ist vorreligiös und ganz unideologisch. Ich brauche keine Religion, um zu gehen, dass einer leidet. Auf dieser Ebene sind Menschen sich gleich. Und in dem Maße, wie christliche Gottesrede leidempfindlich ist, wird sie eine Rede für alle sein, gerade auch für die anderen, die Fremden, die Übersehenen, Marginalisierten, Machtlosen und an den gesellschaftlichen Rand Gedrückten. Ihnen gilt in der Gerichtsrede des Matthäusevangeliums (Mt 25) die uneingeschränkte Solidarität Gottes. An ihnen ist zu erkennen, wo Gott ist.

3 J. B. Metz: *Compassion*. Zu einem Weltprogramm des Christentums im Zeitalter des Pluralismus der Religionen und Kulturen. In: J.-B. Metz/ L. Kuld/ A. Weisbrod (Hg.), *Compassion*. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg 2000, S. 9-18.

4 J. B. Metz: Im Eingedenken fremden Leids. Zu einer Basiskategorie christlicher Gottesrede. In: Metz u.a.: *Gottesrede*, Münster 2/2001, S. 11.

5 J. B. Metz: Die Autorität der Leidenden. *Compassion* – Vorschlag zu einem Weltprogramm des Christentums. In: *Süddeutsche Zeitung* 24./25./26.12.1997, Nr. 296, S. 57.

6 Metz, *Weltprogramm*, S. 17.

### 3. Notwendigkeit des Projekts

Die Aufgabe der Schule ist gewiss nicht die Reparatur der Gesellschaft. Die Schule kann gesellschaftliche Entwicklungen, die in der Gesellschaft und Ökonomie, nicht in der Schule ihre Ursache haben, nicht umkehren. Das wäre blauäugig und naiv. Von vielen Menschen wird Flexibilität erwartet, im Beruf wie im Privaten. Von den heutigen Jugendlichen werden die meisten in ihrem Lebenslauf mehrere Berufe ergriffen haben und öfter umziehen und öfter die Nachbarschaft wechseln, als den meisten Menschen heute vertraut ist. „Der flexible Mensch“ (Richard Sennett) kennt daher wenig verlässliche Bindungen. Er geht dorthin, wo die Arbeit für ihn am meisten Profit bringt. Dafür wechselt er Wohnort und Nachbarschaften. Familiäre Bindungen bleiben davon nicht unberührt. Auch sie lockern sich zwangsläufig. Es ist schwer, mit Menschen solidarisch zu sein, die man kaum sieht und kaum kennt.

Die Auflösung traditioneller Bindungen und Solidaritätsgemeinschaften bringt Verlust und Gewinn. Was an Sicherheiten verloren geht, wird an individuellen Freiheiten gewonnen. Biographien verändern sich. Die Individualisierung schreitet voran. Der Einzelne kann machen, was er will, lebt sozusagen auf eigenes Risiko.<sup>7</sup> Zugleich ist er in Moden, Konjunkturen und Märkte eingebunden. Das Leben ist von Individualisierung und Standardisierung zugleich gezeichnet. Schon junge Menschen erleben diesen Widerspruch. Sie bekommen eine Ideologie des freien Lebens und müssen sich dann doch den Zwängen von Institutionen, Schule, Betrieb, Konsum fügen.

Das eigene Leben ist zwangsläufig auch ein Leben mit anderen. Es schließt Solidarität mit denen, von denen man was haben will, nicht aus. Der Soziologe Ulrich Beck hat das einmal „solidarischen Individualismus“ genannt. Man lebe für sich und seine Bedürfnisse. Zu diesen Bedürfnissen gehört aber eben auch das Bedürfnis nach Gemeinschaft. Gebraucht werden ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Familie, Freunde und viele Kontakte zu haben, ist Jugendlichen wichtig.<sup>8</sup> Für ihren Erhalt sind Jugendliche spontan in der Tat zur Hilfe und Unterstützung bereit. Es ist also nicht so, dass auf der einen Seite nur

die Egoisten wären und auf der anderen die sozial eingestellten Jugendlichen. Viele Jugendliche – und Erwachsene – leben beides. Sie achten auf sich, sie gehen sorgfältig mit sich um, aber eben auch mit anderen. Das Engagement muss nur einsehbar sein, überschaubar und es darf keine weiteren Verpflichtungen enthalten. Jugendliche hassen Vereine, aber sie lassen sich engagieren. Sie helfen, nicht aus einem Opfermotiv oder einer Ideologie heraus, auch nicht aus religiösen Motiven, sondern sie helfen, weil sie helfen wollen, weil ihnen das wichtig und richtig erscheint und sie im Akt des Helfens nicht zuletzt auch einen Zugewinn an eigener Lebensqualität entdecken.

Wieweit dabei Hilfsbereitschaft über die Familie und die Gruppe der Freunde hinausgeht, das hängt nicht zuletzt davon ab, ob solche Bereitschaft als lohnend und bereichernd schon erlebt oder wenigstens bei anderen, den Eltern, nahen Verwandten und Bekannten beobachtet wurde. Sozial engagierte Jugendliche kommen aus sozial anspruchsvollen Milieus, Familien, die engagiert sind, Kirchengemeinden, die lebendig sind, Jugendgruppen, die Projekte des Sozialen pflegen. Die Gesellschaft lebt nicht zuletzt von diesen Milieus. Ihr Bedeutungsverlust macht die Gesellschaft kälter.

Hier setzt das Projekt *Compassion* ein. Es bringt Jugendliche mit Menschen zusammen, denen die meisten von ihnen in ihrem alltäglichen Leben wahrscheinlich nie begegnen würden. Es macht sie mit diesen Menschen bekannt und es lehrt, welch ein Zugewinn an Lebensgewinn es bedeutet, gebraucht zu werden. Davon spricht die eingangs zitierte Schülerin. *Compassion* ist ein Projekt der Solidaritätsschöpfung. Es führt junge Menschen über den Kreis der Familie und Freunde hinaus zu jenen, die fremd sind, nicht leicht zu verstehen, andere Sprachen sprechen und ein anderes Leben führen, auf der Straße, im Heim. Diese Menschen sein zu lassen, was sie sind und wie sie sind, ist übrigens ein Lernprozess, dessen Erfolg mit darüber entscheiden wird, ob das Projekt der im Entstehen begriffenen europäischen Gesellschaft mit vielen Spra-

7 Vgl. U. Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986, S. 205 ff.

8 Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2002, Frankfurt 2002, S. 142 ff.



Foto: Henrike Heitger, St. Dominikus Gymnasium Karlsruhe

chen und unterschiedlichen Kulturen und Religionen gelingt oder in einem Kurzschluss implodierender Gewalt gegen das Fremde und Nicht-zu-verstehende vorzeitig an sein Ende kommt.

Soziales Lernen in diesem Sinne ist mehr als Teamfähigkeit. Es ist vorab ein Bildungsprozess, in dem es um das Verstehen, Reflektieren und Bewerten von sozialen Haltungen, Denk- und Verhaltensweisen geht. Und er ist in dem Maße Aufgabe der Schule, wie die traditionellen Lernorte des Sozialen, die Familie, die Nachbarschaft, die Kirchen, an Binde- und Prägekraft verlieren. Oder wer könnte sonst noch an ihre Stelle treten? Die Schulen jedenfalls erreichen und beeinflussen wie keine andere gesellschaftliche Institution die jungen Menschen über viele Jahre hinweg. Sie haben daher eine besondere Verantwortung.

#### 4. Zur unterrichtlichen Begleitung des Projekts – Chancen des Religionsunterrichts

In Geschichte können die Schülerinnen und Schüler etwas über Hospize oder soziale Gesetzgebung oder Euthanasie erfahren, im Deutschunterricht ist eine Lektüre zur Thematik etwa dem Buch von Ernst Klee *Eine feine Gesellschaft. Soziale Wirklichkeit in Deutschland (Düsseldorf 1995)* zu entnehmen oder eine Ganzschrift aus der Jugendbuchliteratur möglich, Biologieunterricht erklärt das Down-Syndrom oder soziobiologisch den Zusammenhang von Fremdsein, Angst und Aggression gegen das Fremde oder er regt zur sachkundigen Auseinandersetzung mit gegenwärtiger Genforschung an, Sportunterricht kooperiert mit Behinderten, Kunstunterricht regt eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem im Praktikum gemachten Erfahrungen von Hell und Dunkel oder den ästhetischen Klischees von Leben und Tod, Jungsein und Altsein an.

Der Religionsunterricht hat die Chance, dass seine Themen durch das Praktikum „geerdet“ werden. Solidarität mit „den Armen“, biblisch „den Geringsten“, den Marginalisierten und Übersehenen, der Appell an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Mitmenschlichkeit und Mitleidenschaft in der jüdischen Ethik (Amos 5) und der Ethik Jesu (Lk 10; Mt 25); das Bekenntnis zum barmherzigen Gott im Islam; Bhakti im Hinduismus und Buddhismus; zentrale Themen des Religionsunterrichts wie die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens, die Theodizeefrage, die Frage nach Glück und gelingendem Leben, nach Lebensanfang und Lebensende; Fragen der medizinischen Ethik, der Bioethik, der Sozialethik, die Geschichte und Gegenwart von Caritas und Diakonie; – all diese, jetzt noch nicht einmal vollständig aufgezählten Themen und Inhalte des Religionsunterrichts bieten vielfache Chancen, Erfahrungen aus den Sozialpraktika mit dem Unterricht zu verknüpfen.

An vielen Schulen haben Religionslehrerinnen und Religionslehrer die Funktion des Koordinators übernommen. Das ist verständlich, hat doch das Fach Religion von seinen Inhalten her eine hohe Affinität zum Projekt. Aber „Mitleidenschaft“, „Menschsein für andere“, Mitmenschlichkeit und Solidarität sind selbstverständlich keine katholischen oder evangelischen Spezialtugenden.

Oder sind *kirchliche Jugendliche* altruistischer?

In den von uns begleiteten Schulen ging fast die Hälfte der kirchlichen Jugendlichen in Einrichtungen für behinderte oder alte Menschen, obwohl diese Einrichtungen zu Beginn des Schuljahres nicht ihre erste Option darstellte. Aber man muss festhalten, dass diese Option von der Gruppe der kirchendistanzierten Schülerinnen und Schüler gar nicht erst angegeben wurde. Die kirchlichen Jugendlichen haben sich der Herausforderung als ‚schwierig‘ geltender Einsatzbereiche eher gestellt als andere. Schülerinnen und Schüler mit dieser Verhaltens-

bereitschaft sind unter kirchlichen Jugendlichen in der Tat häufiger zu finden als unter kirchlich distanzierteren. Die Gründe hierfür sind vielfältig. So melden die kirchlichen Jugendlichen, gemessen am häufigen Kontakt zu einer Kirchengemeinde, gegenüber ihren kirchendistanzierten Altersgenossen ohne Kontakt zu einer Kirchengemeinde eine deutlich bessere Unterstützung und Würdigung ihres sozialen Engagements durch Eltern und Freunde. Sie haben auch insgesamt bessere Erfahrungen mit Erwachsenen, sehen mehr Erwachsene, die sich über die Familie hinaus für andere Menschen engagieren, und sind sozial einfach besser integriert. Soziale Integration, in einem Verein, einem Club, einer Jugendgruppe erhöht die Verhaltensbereitschaft zu sozialem Handeln. Das ist natürlich: Wer für die Gruppe sich engagiert, profitiert seinerseits vom Erhalt der Gruppe, der er angehört.

Hier liegt allerdings auch eine Grenze kirchlicher Solidaritätsmilieus. Die Solidarität ist nicht grenzenlos, sie gilt denen, für die in der Kirche aufgerufen wird. Die Auflösung dieser Milieus wäre jedoch nicht besser; denn dadurch gingen genau jene solidaritätsschöpfenden Milieus verloren, ohne die die Gesellschaft als ganze nicht auskommt und welche die Gesellschaft selbst nicht ausbildet.

Mit der Erosion von Kirchenbindung, Familie und Nachbarschaft, traditionellen Solidaritätsbündnissen also, geht daher die Notwendigkeit einher, nach neuen Formen von solidaritätsbildenden Milieus Ausschau zu halten. Es scheint, dass genau hier auf die Schulen, die die junge Generation wie keine andere gesellschaftliche Institution über viele Jahre hinweg beeinflussen kann, eine neue Aufgabe zukommt. Compassion ist sicher kein Projekt zur Änderung der Gesellschaft. Das kann die Schule nicht leisten und ist auch nicht ihre Aufgabe. Die Schule kann aber Erfahrungen ermöglichen, Reflexionen anregen und Begegnungen unter Menschen organisieren, die sich ohne diese Vermittlung wahrscheinlich kaum begegnen würden: Junge und Alte, Kinder und Schüler, Behinderte und scheinbar Nichtbehinderte, Einheimische und Fremde, Behütete und Flüchtlinge. Solidarität mit anderen Menschen kann nur entstehen, wenn man sie kennt.

Wir haben Jugendliche an Compassionschulen und an Schulen ohne Sozialpraktika gefragt, was sie zu folgender Frage meinen: Ob man langfristig besser dasteht, wenn man sich für andere einsetzt, Frieden stiftet, anderen hilft, anständig ist. Die Antworten kann man statistisch so zusammenfassen. An den Schulen ohne Sozialpraktikum sinkt die Quote derer, die diese Frage bejahen, innerhalb eines Jahres und mit zunehmendem Alter der Schülerinnen und Schüler mit weiter fallender Tendenz. In Compassionschulen dagegen steigt sie an. Der Trend zur Entsolidarisierung ist nicht nur zu stoppen. Man kann ihn auf dem Wege reflektierter Erfahrungen auch umdrehen.

#### Literatur

- A. Weisbrod/F. Kuhn/F. Hirsch: Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere, Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule 1994, H. 2–3, 268–307.
- J.-B. Metz/L. Kuld/A. Weisbrod (Hg.): Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg 2000.
- L. Kuld/St. Gönnheimer: Compassion. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln, Stuttgart 2000.
- L. Kuld und St. Gönnheimer (Hg.): Praxisbuch Compassion. Soziales Lernen an Schulen. Unterrichtsmaterialien für Sekundarstufe I und II, Donauwörth 2003.
- L. Kuld: Compassion. Raus aus der Ego-Falle, Münster-schwarzach 2003.